

Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Hämmerli, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 31: **Sondernummer : Unsere Kinder**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

II. Fortsetzung

Umsonst stellten sich die grössten und mächtigsten Geister des Bernervolkes zum Zweikampf mit deutschen Emigranten, die waschechten Jakobiner- und Kommunistengeist eingesogen hatten und von unseren Verhältnissen nicht „die Bohne“ verstanden. Sie fanden im neuen Regiment mächtige Beschützer — zum Teil schon aus verwandtschaftlichen Gründen, besonders aber, weil die Geistlichkeit eine Stütze der alten Ordnung und der konservativen Politik zu sein schien und wohl zum guten Teil auch war. Jetzt wurden „diese schwarzen Pudelhunde“ mit Steinen beworfen.

Den Janhagel lud man freundlich ein, wacker mitzutun. Es geschah dies nicht umsonst. Die trübsten und gemeinsten Elemente in unserem Volke scharten sich um die Fahne des neuen „Fortschrittes“, des verhüllten Atheismus, des unverschämten Materialismus. Es gab ja auch damals Links-Idealisten, welche an bessere Zeiten glaubten und von der Zukunft ein neues Paradies auf Erden erwarteten. Das bittere Ende kam nach. Unter den treuherzigen Idealisten fanden sich nicht wenig junge Schulmeister, ehemalige Zöglinge des Fellenberg auf Hofwil und neue staatlich ausgebildete Erzieher aus dem Seminar in Münchenbuchsee. Es traf sie keine Schuld, wenn sie manchen Fehlgriff taten. Der Unterricht war dort in jeder Hinsicht politisch gefärbt. Es hiess das Volk für die neue Zeit gewinnen. Unreife Jünglinge bekamen Bücher in die Hände, die sie zu Revolutionären machten im Blick auf das, was ihre Eltern zu Hause für wahr und gut gehalten hatten. Das radikale Regiment brauchte Sendboten und Agenten, um das Volk zum neuen Glauben zu bekehren. Wurde hier und dort selbst gegen den Willen des Regiments über die Schnur gehauen, so lächelte man in Bern nur dazu und entschuldigte den Uebereifer derer, die einen Stämpfli höher einschätzten als den Herrn Jesus Christus.

Fritz Schwarz verfolgte die Entwicklung dieser Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit. Zu klug, um sich selbst ins Vordertreffen zu begeben, verließ er im engsten Kreis seiner Gesinnungsgenossen seiner Freude über den Gang der Dinge unverhüllten Ausdruck. In Ramistal freilich hiess es klug und bedächtig vorgehen. Pfarrer Plüss und sein Vater hatten zu gründliche Arbeit getan. Auch scheute er die scharfe Kritik seiner gescheiten Mutter, die hier wie auf andern Gebieten des Ammann Schwarz treue Wittib war. Und doch sollte es auch ihm gelingen, bald hier, bald dort in seiner Gemeinde Saatkörner des neomodischen Giftkrautes auszuwerfen, von denen das eine oder andere zu keimen begann und der Gemeinde das Vorhandensein einer neuen Zeit anschaulich vor Augen führte. Dabei fand Reutenen Fritz Gehilfen, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte, so fein ausgelesen, wie von einem Täublein zusammengetragen.

Eines schönen Tages zog im kleinen Dörfchen bei der Kirche im verlassenen Haus eines „vergeltstagen“ Schneiders ein Agent namens Gall ein. Er war ein halbgebildeter

Jurist, wie sie das neue Regiment als Sendboten und Agitatoren brauchte und zu deren Gunsten man dem Volk ein besonderes Gesetz präsentiert hatte. Die Platte, auf der das geschah, war so „anmächlich“ anzuschauen und der Duft des Bratens darauf stach so lieblich in die Nase, dass das Volk in seiner Mehrheit zugriff, um erst viel später zu merken, dass der Köder seinem Magen ganz und gar nicht zusagte.

Gall trug wahrhaftig den rechten Namen, denn er war voller Galle gegen die alten Herren — worunter er auch die „Schnelle“ verstand — gegen Pfaffen und Jesuiten und alle Dunkelmänner im Volke, die er am liebsten auf Scheiterhaufen verbrannt hätte. In der Jugend war Gall Jakob von einem Pferd ins Gesicht geschlagen worden; dieses sah infolge der Verwundungen so hässlich aus, dass schwangere Mütter sich hüteten, dem Mann unter die Augen zu kommen, aus Furcht, das Kindlein könnte ein furchtbares Muttermal erhalten, das ihm sein ganzes späteres Leben „vergessen“ könnte. Unglücklicherweise hatte sich Gall ein spitzes Bärtchen wachsen lassen, das entsprechend der giftigen Galle im Leibe ein giftiges Rot trug. Und Augen besass Gall! Richtige Schweinsäuglein. Der ganze Gesichtsausdruck war eine Mischung von Gier, Neid und Gift. Aber Gescheitheit konnte auch der ärgste Feind diesem Manne der Jurisprudenz nicht absprechen. Er war zu Füssen von Prof. Snell in Bern gesessen, hatte den neuen Lehren nicht nur mit offenen Ohren gelauscht; er hatte sie in sich hineingesogen wie ein Aspirator. Männer wie der Jurist Haller und Anhänger der gestürzten Schnelle waren in seinen Augen Vampyre, die darauf ausgingen, dem Volk das Blut aus dem Leibe zu saugen, und die bösen Pfaffen gaben ihren Segen dazu. Die Schriften der deutschen Flüchtlinge wurden von ihm verschlungen. Eiserner Fleiss zeichnete diesen Mann des „Rechtes“ aus; aber die Intelligenz war doch nicht so hervorragend, dass er den Knäuel der neuen Lehren in sich hätte entwirren können. So herrschte denn in seinem Innern ein wildes Tohuwabohu wie in der Welt vor dem ersten Schöpfungstage. Ueber allem aber schwebte ein Hass, eine Leidenschaft, die allerlei versprach. Ramistal erlebte einen bösen Tag, als Jakob Gall mitten im Graben sein Zelt aufschlug, um hier sein täglich Brot zu verdienen.

Vielen Bürgern kam er zur rechten Zeit. Die alten Gemeindeschreiber, die man aus der Bürgerschaft der alten Dorfmark wählte, genühten bei der in Bern gewaltig arbeitenden Gesetzesmaschine nicht mehr. Ihr einfacher Geist fand sich nicht mehr aus. Zudem gab es eine Menge immer neuer Händel bei der Ablösung der alten Feudallasten, der Aufhebung der Allmenden und der Neueinteilung der Wälder der bauerlichem Eigentum. So fand denn Gall Gnade vor der Gemeinde, wurde als ihr Schreiber und Kassier angestellt und erhielt nach einem spätern, mit Erfolg abgelegten Examen den „Notar“. Nur zu bald mussten die letzten geistigen Spuren der beiden Freunde Plüss und Schwarz

vor diesen Götzen der neuen Zeit ins Wesenlose verschwinden. Und neben Gall tauchte ein willkommener Helfershelfer auf. Es war der junge Schulmeister Hans Studer. Im Gegensatz zu Gall handelte es sich hier um einen wahren Idealisten. Kaum gewählt, fing er an, in grossen Buchstaben über die Schulhäuser das geflügelte Wort jener Tage zu malen: Bildung ist Freiheit!

Dass sein Unterricht eine ganz ausgesprochene Färbung trug, verstand sich von selbst. Wie oft erklärte er seinem Freund Gall: „Die Nacht weicht langsam aus den Tälern; aber sie weicht, gäll Jakob? Mir zwe, mir schaffe's!“ Der gute junge Hans Studer wusste noch nicht, dass bei uns stärker als alle Verhetzung und zäher als aller Spott die Ueberlieferung der Familien ist. Studer hat darum im Grunde genommen keinen Schaden zurückgelassen, als er später einen Posten in der Stadt antrat. Dort war er nämlich schon lange gut angeschrieben, und man wünschte seine Niederlassung in den alten Gassen, weil Studer über einen wunderbaren Tenor verfügte. Auf den hatte man es in der Liedertafel der Nachbarstadt abgesehen. Zudem war Hans ein gar trauter Gesell, der das Pokulieren als ein Merkmal freier Geister pries. Noch in Ramistal als Lehrer wirkend, zählte er zu den geschätztesten Sängern im städtischen Männerchor. Man trieb auch allerlei Ulk mit ihm. So kam es vor, dass man an Tagen der wöchentlichen Uebungsstunden nachts eine wilde Kavalkade durch das Tal rasen hörte. Gelegentlich gab es einen kurzen Halt, und dann stieg das Lied des Dirigenten zum schönen Sternenhimmel empor: O Welt, du bist so wunderschön im Maien, im Maien! Die reichen Kaufmannssöhne der Stadt, die Dragoner waren, hatten ihre Pferde gesattelt. Das frömmste trug den kleinen, rundlichen Schulmeister, und wenn er auch nicht mehr im Sattel feste sass, singen konnte er immer noch wie eine Lerche. Wenn es bei diesen wilden Ritten keinen Unfall gab, so war dies der besondern Sorge der gewandten Reiter aus den vornehmen Kreisen der radikalen Bezirkshauptstadt zu verdanken. Dort sang man eben nicht nur, sondern trieb unter Leitung der Herren Advokaten, Käse- und Weinhändler eine überaus lebhafteste Parteipolitik. Die Anhänger der Altliberalen waren längst verdrängt, und Stämpflis Freunde und Schüler sassen im Regiment, sowohl in den Stadtbehörden als auch oben im Schloss.

Was Hans Studer in der Stadt erlebte, sollte nun im Ramisgraben seinen Abklatsch finden. Es trafen sich Reutenen Fritz, Gall Jakob und Studer Hans beim Schoppen in der hintern Stube im „Bären“, wo übrigens Studer mit Ausdauer und Aussicht auf Erfolg eine Waise, die einzige Tochter des Agenten Büschel sel., karessierte, die einst einen schönen Haufen Geld in die Ehe bringen sollte. Da sassen sie nun, die drei Eidgenossen, und beschlossen die Gründung eines Männerchors. Gall sang einen nicht üblen Bass, aber ihm war es nicht in erster Linie um den Gesang zu tun, sondern um die Politik. Reutenen Fritz war seiner Lebtag nie ein Sänger gewesen, aber ein wenig zweiten Tenor konnte er schon machen. Auf alle Fälle musste er dabei sein. Sofort setzte die notwendige Werbung ein, und da gesellte sich noch ein Handwerker als erster Bass dazu, der als Abkömmling einer alten Taunerfamilie mit Ernst behauptete, die Bauern hätten die Tauner von Ramistal bestohlen und betrogen. Diesen hätten die Wälder so gut gehört wie den Bauern. Hass und Neid sprach aus allen seinen Reden. Er suchte sogar eine kleine Taunergemeinde neu zu sammeln und sie zu einem grossen Prozess gegen die alten Bauerngeschlechter aufzustacheln. Hier musste nun Fritz Schwarz mit Nachdruck widerreden, und beinahe wäre es zum endgültigen Schiffbruch des Unternehmens gekommen, als der Schmied Schwartenkalb den alten Ammann von der Reutenen einen Räuber und Taunerschinder nannte. Gall und Studer mussten einschreiten, sonst hätte es einen richtig gehenden Abschluss der gemüthlichen Vereinigung gegeben, wie man das hier und dort

erlebt, Prügelei mit nachfolgenden Schlosshändeln. Man traf eine Vereinbarung: „Das Verhältnis der Bauern und Tauner in Ramistal darf im Chor nie angezogen oder gestreift werden. Diese Dinge sind vorbei und dahin. Im übrigen gibts ja noch genug zu schimpfen über die Konservativen, die Pfaffen und Jesuiten. Hier möge sich jeder gütlich tun.“ Diese Vereinbarung wurde merkwürdigerweise gehalten. Nur wenn gelegentlich der Wein die Köpfe zu stark erhitzte, musste Gall seine ganze Kunst und Wissenschaft aufbieten, um zu beweisen, dass an allem nur das alte Regiment schuldig sei, das immer wieder darnach trachte, mit Hilfe der Schwarzen und Pfaffen ans Oberwasser zu kommen. Darauf trank man erneut Brüderschaft und schwur, dafür zu sorgen, dass in der Gemeinde die Radikalen in allen Behörden die Mehrheit bekämen. Reutenen Fritz war das nicht gerade angenehm, da seine Schwäger im andern Lager standen und dort zu Ehren gekommen waren, präsierte doch Jakob von der Hub sogar das Amtsgericht im Schloss. Zudem war es ihm selbst nicht darum zu tun, zu Ehren zu kommen. Sein Streben ging nach festeren Werten. Den Kampf für seine Weltanschauung führte er lieber im stillen.

Dazu kam für Fritz die Erkenntnis, dass die Fahrten mit Grimm ein Ende nehmen müssten. Marianne Schwarz fing an, die Gebrechen des Alters zu spüren. Fast jeden Abend redete sie dem Sohn zu: „Mach vorwärts mit dem Heiraten! Wer weiss, wie lange ich noch dem Haus und der grossen Wirtschaft vorstehen kann?“ Das sah Fritz mit eigenen Augen, und der Gedanke an den Tod der Mutter setzte doch seinem sonst gefühllosen Herzen zu.

Da traf es sich nun, dass Fritz Schwarz als bernischer Miliz Guide war. Das wollte damals etwas heissen. Die Uniform dieser Reiter bildete in den Augen des Volkes eine Art Adelsbrief. Wenn Reutenen Fritz zu einer Uebung nach Thun ritt, sammelte sich auf dem Hof das ganze Volk, um den herrlichen Fuchs, der mit einer wahren Generalschabracke an Pracht gedeckt war. Dann trat der junge Guide, begleitet von seiner stolzen Mutter, unter die Haustür. Fritz hatte die Grösse, wie man sie in den ausländischen Staaten für die Husaren vorschrieb: nicht zu gross, nicht zu schwer sollte der Mann sein. Das gab leichte Reiter. Fritz war in dieser bernischen Montur ein flotter Soldat. Das ganze Gesinde war eitel Wonne. Aus den Taunerhäuschen hatten sich die Kinder herbeigeschlichen, denn man redete im ganzen Tal von der wichtigen Uebung, zu der Reutenen Fritz einberufen worden war. Die Jugend kam, um das Bild zu bewundern, das im Gedächtnis zeitlich nicht mehr ausgelöscht werden konnte. Dragoner gab es sonst ja etliche in Ramistal; aber eben ein Guide in seiner aparten Uniform war etwas Seltenes und Vornehmes. Ganz Ramistal durchzog ein wohliges Gefühl des Stolzes, wenigstens *einen* Guiden stellen zu können — und dann noch was für einen; der Französisch parlierte wie ein Waadtländer Grossrat, hübsch war wie ein flottes Frauenzimmer und mit seinem guten Geld feine Flaschenweine zahlen konnte, dass sich im alten „Bären“ zu Münsingen die Tische unter der Last bogen. Es war alter Brauch, dass nach dem Manöver dort ein festlicher Abschiedstrunk stattfand, an dem freilich etliche weniger standhafte Krieger unter die Tische fielen. Nun traf es sich, dass ein Bauer Hauptmann dieser einen Kompagnie war, in der Fritz Schwarz diente. Das war natürlich nur seit 1830 möglich, denn zuvor erhielten nur Herren aus dem städtischen Patriziat ein solches Kommando. Hauptmann Zahler! Welch ein Hauptmann, Welch ein Bauer! Ein stattlicher Mann von 185 Zentimeter Länge, aber nicht zu dünn und nicht zu dick. In der Uniform stand er da, dass alle Leute sagten „Me sött ne nümme drususe lah!“ Ein wirklicher Kriegsgott! Scharf war sein Kommando im Dienst. Nahm er den Helm ab, fielen blonde Locken über die hochgewölbte Stirn. Das Gesicht war nicht schön, besonders weil seine Farbe

fast kupferrot war — nicht etwa vom Trunk, denn wenn der Hauptmann beim „Pokalen“ der Offiziere auch keinen schenkte, so war er selbst doch zu Hause die Nüchternheit selber. Die Sandsteinkeller seines adeligen Hofes bargen zwar die köstlichsten Tropfen, mit denen der Besitzer die hohen Herren und Offiziere regalierte, die mit Vorliebe beim Guidenhauptmann Zahler einkehrten. Sein Hof lag im Herzen des Emmentals und war in der besten Bauzeit erstellt worden, wo sozusagen jeder Handwerker ein Künstler war, und die Baumeister als Gesellen auf der Walz das Schönste unter den Wunderwerken des Abendlandes das Gesicht bekamen. Darum war auch ein Baumeister aus Ramistal imstande, der Provinzresidenz ein Hotel de la Ville zu erstellen, das wegen der Feinheit der Aussen- und Innenarchitektur weitherum Aufsehen erregte. Zahlers Grossvater hatte ganz im ländlichen Stil bauen lassen. Nur am Stock nahm der Beschauer Formen wahr, die an die französische Architektur des 18. Jahrhunderts erinnerten. Wundervoll lag der behäbige Bauernhof in seiner ganzen Breite mit dem dunkelsilbergrauen Schindeldach inmitten von Obstgärten. Welche Harmonie in der Hauptfront, welche handwerkliche Kunst in all den Verzierungen der Lauben, Büge und Füllungen zwischen dem Erdgeschoss und den Gaden! Von feiner Meisterhand waren in die letztern Sprüche aus der Piskatorbibel gemalt worden, die dem Wanderer zeigen sollten, dass man hier Gottes Wort in Ehren halte. Und es war dies auch unter Hauptmann Zahler der Fall, der zu der Richtung der Altliberalen gehörte und ein Freund des berühmten Pfarrers von Lützelflüh war. Den neuen Zeitgeist, der Bern erfassen wollte, hasste auch er wie Gift.

Um den Hof herum lagen die üblichen Wirtschaftsgebäude, ein Speicher, der aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammte und von einem durchziehenden bayerischen Maler gar lieblich mit Blumen und bunten Dekorationen aller Art versehen worden war. Auch figurliche Darstellungen zierte die Türen des Speichers. Man sah da historische und biblische Gestalten in überaus origineller Wiedergabe. In den Ställen standen Kühe und Pferde, welche die Oekonomische Gesellschaft zu Bern mit Medaillen auszeichnete und so die Bauernschaft anzuspornen suchte, ein bestimmtes Zuchtziel zu verfolgen, besonders in der Rindviehzucht dem alten Schlendrian den Garaus zu machen. Es sollte noch einige Jahrzehnte gehen, bis diese Gedanken allgemein zum Durchbruch kamen. Um so ehrenvoller standen jene Landwirte da, die Geld und Zeit opferten, um im Dienste der Allgemeinheit den richtigen Fortschritt zu pflegen.

Zahlers Familie erhielt recht häufig Besuch. Einige der Gründe haben wir schon kennen gelernt. Nun kommt aber die Hauptsache! Zahler hatte zwei Töchter, die beide heiratsfähig wurden. Da musste sich der geschäftstüchtige Sohn aus einem Bauerngeschlecht mit mehreren Buben sagen: „Hier könntest du dich „wybye“. Das wäre sowohl für dich als deine ganze Familie eine Lösung wie vom Himmel her.“ Aber man kannte Hauptmann Zahler als einen exakten Mann in jeder Hinsicht. Es war klar, dass er seine Töchter nicht irgend einem xbeliebigen Freier anvertrauen würde. Und so erschien denn die männliche Jugend ziemlich „duch“ auf dem „Adelboden“, wie Zahlers Hof hiess, und keiner wagte es, mit der Tür ins Haus zu fallen.

Im Dienst aber glaubte Reutenen Fritz die Beobachtung machen zu können, dass die Augen seines Hauptmannes mit Wohlgefallen auf ihm ruhten. Es kam ihm jetzt zustatten, dass er bei seinen wilden Fahrten in Gemeinschaft mit dem alten Freund Grimm äusserste Klugheit hatte walten lassen. Sein Name hatte trotz der üblen Dinge, die die jungen Männer auf dem Gewissen hatten, im Volke draussen einen guten Klang. Der Meisterknecht auf der Reutenen war verschwiegen wie ein Beichtpriester. Zahler klopfte Fritz

Schwarz gelegentlich beim Vorüberschreiten im Kasernenhof auf die Schultern und liess sich sogar so weit herab, den gemeinen Guiden, der allerdings als Feldweibel in Aussicht genommen wurde, auf seinen Hof einzuladen. Fritz zuckte innerlich zusammen: „Nun kommt der grosse Augenblick deines Lebens. Du hast einen guten Teil davon genossen. Jetzt kommt die Zukunft, die Familie, der Reichtum, das Ansehen. Hier gäbe es einen Schick zu machen.“ Nach der Entlassung aus dem Wiederholungskurs wartete Fritz nach den Regeln des bauerlichen Anstandes, bevor er den Besuch auf dem Adelboden zur Ausführung brachte. Seiner Mutter sagte er vorerst nichts von seinen hohen Plänen. Sollten sie gelingen, dann war er nicht nur der erste in Ramistal, sondern einer der Ersten und Vornehmsten im ganzen Emmental. An einem Sonntag zwischen Heuet und Ernte sattelte Fritz seinen Fuchs und erklärte der Mutter, heute gehe es um wichtige Dinge. Die Töchter waren Fritz natürlich längst bekannt. Wie oft hatte er schon mit ihnen bei bauerlichen Tanzgelegenheiten in der Provinzstadt getanzt, im Stadthaus oder im Ochsen! Wie oft hatte er sie schon bei militärischen Uebungen in Begleitung ihres Vaters gesehen, dem es natürlich auch darum zu tun war, sie an den rechten Mann zu bringen. Wenn die Adelpodentöchter in ihren fast zu reich mit Silber geschmückten Trachten aufzogen und auch golden Handschmuck leuchten liessen, staunte das Volk; die geringeren Töchter des Landes gaben sich Ellbogenstösse, tuschelten sich dies und das zu, das eine war schmeichelhaft, das andere Spritzer einer giftigen Gallenblase. Kaum wagten die jungen ledigen Bauernsöhne um einen Tanz zu bitten. Es war ihnen, als hätten sie es hier mit Prinzessinnen zu tun, die aus einer ganz andern Welt stammten. Fritz war nicht umsonst im Welschland gewesen. Er kannte die üblichen Galanterien, mit denen man die Ohren lediger Töchter betört, war auch im rechten Moment höflich und dann doch wieder deutlich zudringlich. Seine Absichten konnten auf alle Fälle nicht verborgen bleiben. Wenn Fritz an die zwei Hauptmannstöchter dachte, erinnerte er sich an die alte Geschichte von Lea und Rahel. Auf welche sollte er sein Augenmerk und dann seine zielbewussten Bemühungen richten? Lea war nicht schön, und das stiess den verwöhnten ländlichen Don Juan ab. Die jüngere Tochter, Käthi, besass ein hübsches Lärchen und machte gute Figur. Schliesslich sagte sich Fritz: „Beide werden einmal gleichviel erhalten.“ Und so richtete er denn sein Augenmerk endgültig auf Käthi und liess Lisbeth links liegen. „Die wird schon einen Freier finden, wenn ich Käthi im Sichern habe; denn der Reutenenbauer zieht nicht auf den Adelboden, so schön er sein mag.“ So trabte denn Fritz an jenem schönen Sommermorgen auf dem Adelboden vor. Gleich erschien der Vater vor der Haustür. „Bello“ hatte zur rechten Zeit Meldung gemacht, dass sich ein Fremdling nahe. Ueber das Gesicht des Hauptmanns glitt ein Lächeln der Befriedigung: „Mein Guide Fritz Schwarz hat mich verstanden!“ Ja, er liess es ihn deutlich merken, dass er herzlich willkommen sei. Auch die Mutter erschien, eine einfache, stille Frau, die hinter dem Hauptmann in Haus und Oeffentlichkeit verschwand, trotzdem sie eine gute Hausfrau und Wirtschafterin war. Das brachten die Verhältnisse eben so mit sich. Das Pferd wurde in den Stall gebracht. Fritz konnte sicher sein, hier war auch sein Tier wohl aufgehoben. Aber als richtiger Reitersmann wollte er den Stand und die Nachbarschaft seines „Fuchses“ sehen. Die Töchter liessen in gutem bauerlichen Anstand geraume Zeit verstreichen, bevor sie sich zeigten. Aber mit Hallo und ehrlichen Freudenbezeugungen wurde dann Fritz willkommen geheissen und in die bessere Stube komplimentiert. Es war nun noch Zeit genug, um das Mittagessen mit einem zweiten Gang zu bereichern. Hauptmann Zahler stieg in seinen sandsteingewölbten Keller hinab, wo hinter einem festen Gatter mit „Malzschloss“ das Boutelier seinen Ort hatte. (Forts. folgt)